Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 31

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

kauft hätte, so wäre sie vom Landjäger genommen worden, aber jetzt sind andere Zeiten."

Man sah den Umschwung an vielen Zeichen. Die Häuschen im engen Tale wurden geflickt und vergrößert, sauber gekleidet gingen die Kinder in die Schule und auf die Kassen wurden nicht nur geschuldete Zinsen, sondern auch Ersparnisse getragen.

Soweit brachte es Frau Klötzli allerdings nicht; aber sie konnte doch alljährlich etwas abzahlen und im Dorfe ging das Gerede: „Sie kann's jetzt recht gut machen."

*

Bei der Wagenburg, die sich jeden Dienstag vor dem „Adler" in der untern Stadt aufbaute, stand wie auf der Lauer ein großer, bärtiger Mann; neben ihm saßen auf der Pritsche eines Wagens zwischen einem Kleiderbündel und einem schmutzig grauen, halb offenen Handköfferlein zwei kleine, hellblonde Mädchen. Als Auswanderer wurden sie von den Leuten angesehen, vielleicht auch als solche, die enttäuscht zurückkehrten.

Unermüdlich spähte der Fremdling durch die Laubengänge; er schien jemanden zu suchen.

Hub-Mädi, Hohlen-Trini und Züsi stiegen schweren Schrittes die Treppen an der Seite der steilen Gasse hinunter.

Da erklang aus der Wagenburg der Ruf: „Mutter!" Jede der Frauen horchte auf, ob ihr der Gruß gelte. Mädi und Trini schüttelten die Köpfe, Züsi schrie halb erschrocken, halb freudig überrascht: „Köbi, um Gottes Willen, bist du's, wie kommst du hieher?"

Die Rast am Stundenstein wurde heute beendigt, bevor die Weiber das Nötigste erfahren hatten.

Köbels Frau war kürzlich von sechs Kindern weggestorben; die vier ältern, die bald schon auf Verdienst ausgeschickt werden konnten, hatten draußen Unterkunft gefunden. Züsi sollte die beiden jüngsten übernehmen. Es wollte zuerst nur unter der Bedingung versprechen, daß Jakob hier bleibe und die Fürsorge tragen helfe. Er hatte aber zehn Ausreden für eine und behauptete, es falle ihm leichter, aus der Fremde hundert Franken zu senden, als bei den einheimischen Löhnen einen Napoleon aufzubringen. Mit einer überschwenglichen Fülle von guten Versprechungen nahm er nach einigen Tagen wieder Abschied.

Nun begann für Züsi zunächst eine mühevolle Zeit. Fünf Jahre zählte das ältere der Mädchen, drei das jüngere. Zunächst war's der Großmutter unmöglich, sich den Kleinen verständlich zu machen, so wenig als sie von den norddeutschen Brocken etwas verstand. Aber obwohl Züsi nie im Deutschen und nie im Welschen gewesen war, konnte es doch in allerlei Zungen reden; denn es besaß ein treues, liebevolles Herz. Das merkten die Kinder bald und das Zutrauen tat sich auf wie eine Knospe, die von der Sonne angelächelt wird.

Ein Punkt bereitete besondere Schwierigkeit. Weil das Geschwisterpärchen bisher irgendwo in topfebenem Lande das Dasein genossen hatte, wähnte es sich hoch oben am steilen Bord in höchster Lebensgefahr und schrie wie am Spieß, sobald es vor die Haustür gehen sollte.

Von allen Marktweibern wurde Züsi bedauert, daß es in seinen alten Tagen noch eine solche Pflicht tragen müsse. Dann seufzte es mit den andern, brummte und schimpfte ein wenig, heuchelte aber eigentlich dabei, denn nach kurzer Zeit schon waren ihm die Mädchen so ans Herz gewachsen, daß es sie um keinen Preis mehr gegeben hätte.

Von Köbel brachte der Postbote einmal zehn Franken, nachher nie mehr etwas. Einmal sandte der Gemeindeschreiber einen scharfen Mahnbrief. Aus der Antwort war zu entnehmen, daß über die Gegend, in der Jakob als Schweizer wirkte, alle ägyptischen Plagen gleichzeitig hereingebrochen seien. Herzbeweglich wurde die Unmöglichkeit dargetan, fernerhin etwas zu bezahlen.

So ruhte die ganze Last auf den Schultern der Großmutter. Speise, Kleider, Schulsachen kosteten Geld. Emsiger denn je mußte sie Eier und Gemüse zusammentragen, keinen Dienstag durfte sie aussetzen, mochte das Wetter noch so rauh sein, wollte auch bleierne Müdigkeit den Schritt hemmen.

Andere blieben zurück. Hub-Mädi hatte einen guten Sohn und konnte es sonst machen, Hohlen-Trini bekam die Wassersucht und starb nach schweren Leiden. Junge, flinke Verkäuferinnen traten in die Lücken. Wie einst als junge Mutter mit dem Kinderwägeli, so ging Züsi jetzt wieder meistens allein ihres Weges. Am langen Rain mußte es manchmal stille stehen, um keuchend Atem zu holen. Es klagte mitunter: „Wenn ich nur nicht so weit hätte, wenn sie doch auch in unsern Krachen hinaus eine Bahn bauen würden, aber an uns denkt niemand."

An einem schwülen Sommerabend humpelte Züsi totmüde durch den Staub der Landstraße. Nicht nur zwei Stunden, sondern eine Tagreise weit schien die Strecke bis zu dem Stundenstein; der fing auch an zu altern; die verwitterte Inschrift war kaum mehr zu lesen. Hinter dem Block hervor aber leuchteten zwei hellblonde Schöpflein. Der Großmutter lachte das Herz; das waren die beiden Mädchen, die unermüdlich jeden Dienstag den Spaß machten, sich hier zu verstecken und dann mit lautem Jubel hervorzubrechen.

Fröhlich war auch heute der Empfang. Neu ermutigt stieg die Greisin den Fußweg hinan. Daheim gab es noch manches zu tun. Als die Kleinen unter Flattieren und gutmütigem Schelten zu Bett gebracht waren, nahm Züsi das groß gedruckte Gebetbuch hervor und schlug den Abschnitt auf: „Für die Tage des Alters." Da stand über einer Betrachtung als Text geschrieben: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." (Ende.)

Rundschau.

Der fünfzigjährige Mussolini.

Am 29. Juli 1883 wurde Mussolini geboren; heute wird der Fünfzigjährige als der größte Staatsmann des Jahrhunderts ausgegeben; zwar sind noch zwei Drittel dieses Jahrhunderts nicht aus dem Dunkel der Zeiten herausgetreten, und niemand weiß, wie die Verteilung des Ruhms schon allein in den nächsten 10 Jahren aussehen wird; trotzdem wird heute mit dem Lobe nicht gespart, und es wird dabei vergessen, daß dieser Staatsmann mit der Hauptaufgabe der Zeit, mit der Krisenüberwindung, nicht nur nicht fertig geworden, sondern daß er auch nicht die mindeste originelle Idee zu ihrer Bekämpfung beigetragen.

Was tat er der Krise gegenüber? Etwa das, was ein Arzt tut, der seinem Kranken Disziplin beibringt, so daß er die Wehleidigkeit überwindet und nicht mit allen Gliedern um sich schlägt. Das ist an und für sich nicht schlecht, und wenn ein Volkskörper nicht im Paroxismus wütet und mit Nägeln und Zähnen sich selbst zerreißt, so ist das sogar richtig im Sinne der Kur; wenn aber sichtbar wird, daß bei Verschlimmerung der Krankheit weiterhin mit den gleichen Kamillenumschlägen operiert wird, statt daß ein chirurgischer Eingriff das Uebel behebt, so kann man sogar um den „größten Staatsmann" Mussolini bangen. Die günstige Lage des „reichen Bauernlandes" Italien (das ist es, trotz

Nationalökonomie!) ließ Mussolinis rein politische Methode zu, ohne daß er verschlungen wurde. Oft aber denkt man an den „Reiter auf dem Bodensee" ... und was dem Reiter Mussolini für ein Schicksal hätte blühen können.

Es stimmt, Mussolini ist eine politische Größe, und alle, die heute noch den Haß gegen ihn nicht irgendwie abgebaut haben, hätten von ihm lernen können, was es heißt, kein politischer „Schulmeister" zu sein.

Er war innerhalb der sozialistischen Bewegung Anarchist, aber immerhin einige Zeit Redaktor des „Avanti". Daß er schon vor Kriegsausbruch eine Sonderstellung einnahm, ist erwiesen; daß er aber seinen eigentlichen Auftrieb in der Propaganda für die Teilnahme Italiens am Kriege fand, ist der Beweis für seine unsentimentale und — antisozialistische Grundeinstellung, die vorher nur ein anderes Gewand trug: Vor dem Kriege sprach er recht eigentlich bolschewistisch, wollte Italien revolutionieren, genau so wie Lenin Rußland revolutionieren wollte. Aber er fand den Weg über französische Subventionen, über die Schlachtfelder am Isonzo, die Gründung des Fascios und den Marsch nach Rom. Vor diesem Umweg, vor dem französischen Kriegspropagandageld (Lenin soll deutsches genommen haben, genau so bedenkenlos) haßte er niemand mehr als die sozialistischen Flaumacher, welche die neue Gesellschaftsordnung „entwickeln", lieber friedlich kämpften, nicht ... (Wunden) ... „schlagen" wollten.

Aber Mussolini war auch im August 1922 noch nicht so weit, daß er die Kommunisten hätte vernichten wollen. Damals, als sie die Fabriken besetzten, verhandelte das Fascio mit ihnen. Lenin soll die Kommunisten, welche damals Mussolinis Angebote ablehnten, als die größten Esel bezeichnet haben. Nach seiner Meinung hätten sie, genau wie der Duce, das Bündnis suchen sollen, hernach hätte man ja gesehen, wer führen würde, er oder sie.

Heute hat in Italien der Staat auf dem Wege der Kapitalbeteiligung die Kontrolle über zwei Drittel der Industrie oder mehr — siehe Rußland, hat Staatsgewerkschaften, Korporationen ... siehe Rußland, hat Bevorzugung der Kopfarbeiter — siehe russische Spezial-Bezahlung für „Spezialisten". Aber es hat nicht (wie auch Rußland), einen psychologischen Plan zur wirtschaftlichen Auswertung des Profitdranges, wie ihn Roosevelt sucht.

„Vernichtung der Erbkrankheiten."

Es scheint dem neuen Regime in Deutschland allerlei, was mit dem Rassenzuchtideal zusammenhängt, ernst zu sein. Das neue Gesetz über die „Sterilisation Erbkranker" hat ein sichtbares Ziel: Angeborner Schwachsinn, Schizophrenie, zirkulärer Irrsinn, erbliche Epilepsie, erblicher Veitstanz, Blindheit, Taubheit, körperliche Mißbildungen, soweit sie vererbbar sind, sollen für die Behörden den Angriffspunkt bieten, Aerzte mit der Sterilisation der von genannten Uebeln Behafteten zu betrauen. Auf diese Weise soll die Nachkommenschaft „gesäubert" werden; die kommenden Generationen sollen immer weniger Blöde und Krüppel aufweisen; und auf die Schlachtfelder wird man eine Rasse führen, die unvergleichlich vollkommener als die heutige aussieht.

Daß auch schwer erbbelastete Alkoholiker und pathologische Sittlichkeitsverbrecher unter das gleiche Gesetz fallen, läßt erkennen, wie groß die Macht des Staates über den Einzelnen zu werden droht. Man nahm bisher an, es gebe eine „geheiligte Grenze" der Natur, und es sei auch dem kranken Menschen wie dem körperlich und geistig Gesunden die Aufgabe gestellt, den Weg der eigenen Verantwortung zu finden und überall da, wo er selbst die Naturgrenze und das eigene Gesetz überschritt, zu büßen, und der Staat bekam höchstens die Aufgabe, Strafen auszuführen, die der schuldige Einzelne nicht selbst an sich vollzog; die liberale Strafauffassung, wonach sich der Staat lediglich als Polizist betrachtete, der die Normalen vor den Gesetzwidrigen zu schützen hatte, arbeitete dem Fascismus vor; heute sind wir so weit, daß der allmächtige Staat die Gemeinschaft zum vornherein vor den „ordnungs- und normwidrigen" Menschen säubert, indem er ihren Nachwuchs ausschaltet.

Das kann ja schön werden. Die bolschewistische Mentalität, die beispielsweise das „bourgeoise Denken", das fast der ganzen frühern Generation anhaftete, als eine Normwidrigkeit betrachtete, füsilierte die mit solcher Krankheit Behafteten, da eine Bekehrung unmöglich schien, und Rußlandkenner sagen uns, viele Terrorakte seien direkt aus dieser Auffassung zu erklären.

Von der Sterilisation, also Lebensverhinder Künftiger, bis zur Ausmerzung Gegenwärtiger, ist ein kurzer Weg. Nur noch einige Grade politischer Verwilderung mehr, und es kann dazu kommen, daß gewisse Gedankengänge als Hemmungen für den Neubau des Staates aufgefaßt werden, und daß man die Gedankenträger statt nur trocken, wie heute, einfach naß guillottiniert. Das scheinbar so humane und harmlose Sterilisierungsgesetz ist die Keimzelle für weit radikalere Eingriffe in die Zusammensetzung einer Menschheit, die bisher organisch wuchs und Kluge und Idioten, Radikale und Phlegmatiker in einer Mischung bot, welche wir als unvollkommen, aber irgendwie notwendig betrachteten.

Erstaunlich ist nur, daß die gleichgeschalteten Kirchen nicht protestieren. Ein Sterilisierungsakt, namentlich wenn er gesetzlich bestimmt und zum System erhoben wird, widerspricht christlichen Grundauffassungen, genau so wie die „humane Tötung Schwerkranker" diesen Grundauffassungen widerspricht. Das „gesunde und möglichst vollkommene Diesseits" der Menschheit auf Kosten von Individuen, welche aus der bisherigen Gesamtentwicklung heraus wurden und die besondere Barmherzigkeit der Mitwelt in Anspruch nahmen, wird also postuliert. Aber diese Postulierung scheint uns ein tödlicher Irrtum zu sein; wer dafür zu bezahlen haben wird, wissen wir nicht, aber wir glauben, daß man nie ungestraft gegen die höchsten Gesetze sündigt.

Amerikas neue „Prosperity".

Genau kann niemand sagen, wieviel neue Arbeiter die Vereinigten Staaten bisher eingestellt haben. Die Entwicklung geht in Sprüngen vor sich, unter Aufregung und Zwischenfällen. Wenn z. B. die Milchproduzenten des Staates New York streiken, weil sie glauben, der Zwischenhandel nehme zu viele Prozente der Preiserhöhung für sich, so zeigt sich für die Regierung sofort eine neue Aufgabe, die wieder allgemeinen Charakter hat; Amerika muß beispielsweise nachholen, was in der Schweiz Bauern und Milchhändler längst von Fall zu Fall festlegen: Den Anteil beider Teile am Erlös aus der Milch.

Im übrigen wird nun durch das ganze Land die Propaganda des „bauen Adlers" geführt. Diesen Orden erhält, wer Roosevelts Pläne zu den seinigen macht, Höchstlöhne zahlt, sich an die vorgeschriebenen Produktionsmengen hält, Arbeiter einstellt, die Arbeitszeit verkürzt.

Das Einverständnis der Warenhäuser und Großladenbesitzer wird, so verkündet man laut, eine halbe Million Arbeitsloser auffangen. Die nebensächlichsten Branchen, volkswirtschaftlich betrachtet, werden ergriffen, so die Theater. „Minimallöhne für Chormädels" (so was gibt's nun drüben), 30 Dollars. Und Autorlöhne! Wo's zu wenig schnell geht, wird nachgeholfen. Eine Streikwelle flutet übers Land. Auch hier müßte Roosevelts Programm bald einmal Aktionen überflüssig machen. Sonst fehlt noch was daran. an-